

Prolog

Lou war genau das zugestoßen, wovor ich mich immer gefürchtet hatte. Ich hatte geglaubt, diese Furcht sei groß und warnend genug gewesen und dass mir so etwas einfach nicht passieren würde. So etwas Schreckliches stieß Familien doch nur in Filmen oder Büchern zu.

Ich erinnere mich an den Tag, als ich etwa elf Jahre alt war und das erste Mal mit meiner Familie zu ihrem und von diesem Tag an unserem Ferienhaus gefahren bin. Ein kleines verschlafenes Dorf, das nicht mal dreihundert Seelen beherbergte. Lief man die Straße hinunter, kam man an einem Teich vorbei. Obwohl das Wasser nur wadentief war, fürchtete sich meine Mutter, wir könnten hineinfallen und ertrinken. Dennoch traute sie mir und meiner kleinen Adoptivschwester zu, mit unseren Fahrrädern allein an diesem Teich – der nicht viel mehr als eine Pfütze zu sein schien – vorbeizufahren.

Sie hat mir vertraut und es ist nie etwas passiert.

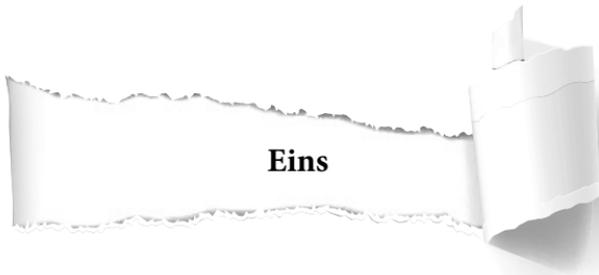
Maxim hat mir vertraut.

Lou hat mir vertraut.

Ich habe mir selbst vertraut.

Und jetzt stehe ich vor dem Grab meiner Tochter und –
spüre meinen Herzschlag nicht mehr.





Eins

26.07.2019

Wenn jemand stirbt, den du liebst, fühlst du dich lange Zeit so, als wärst du unter Wasser. Du hörst nichts, du siehst nichts, du spürst nichts. Es fühlt sich so an, als würdest du an einem Tropf hängen, der dir tagelang Betäubungsmittel in die Venen pumpt. Obwohl du am liebsten schreien würdest, bekommst du keinen Ton über die Lippen, keinen einzigen. Da ist nur dieser Druck in der Brust und im Kopf und einfach überall, der sich kontinuierlich aufbaut und einfach nicht weniger wird. Ganz im Gegenteil. Du hast das Gefühl, explodieren zu müssen, ohne es zu können.

Du kannst nichts tun, außer es zu durchleben.

Ohnmacht. Besser lässt es sich nicht in Worte fassen.

Als ich heute Morgen aufgewacht bin, war zumindest die Taubheit verschwunden. Und sofort habe ich sie mir zurückgewünscht. Weil auf sie etwas folgt, das viel, viel schlimmer ist.

Realität. Realität und Schmerz und das Gefühl, nicht atmen zu können, weil die Welt mit all ihrer Grausamkeit über dir einbricht.

Es tut so sehr weh, dass ich seit zwanzig Minuten unter der brühend heißen Dusche stehe und mir die Haut verbrenne. Aber das hilft nicht. Nichts hilft gegen den Schmerz. Nicht mal weinen.

Als Lou gestern beerdigt wurde, konnte ich keine einzige Träne vergießen. Ich war in einer anderen Welt, ich war überhaupt nicht da. Ich kann mich nicht mal mehr daran erinnern, wer dort gewesen ist, um sie zu verabschieden, was der Bestatter in seiner Rede über meine Tochter gesagt hat, oder was ich anhatte. Nur bruchstückhaft blitzen Bilder vor meinen Augen auf, die mir die Sicherheit geben, dass ich wirklich da war.

Dass ich sie wirklich zu Grabe getragen habe.

Dass sie wirklich tot ist.

Ich wünschte, ich könnte mich zu einer winzig kleinen Kugel zusammenrollen, die immer kleiner und kleiner wird, bis sie schließlich vom Erdboden verschluckt wird. Bis sie einfach nicht mehr da ist.

»Mia? Mia, ist alles in Ordnung?«

Scharf sauge ich die Luft ein. Keine Ahnung, wie lange ich sie angehalten habe. Aber das habe ich. Ich taumele, muss mich mit einer Hand an der Duschwand abstützen. Die andere presse ich auf meinen Mund. Unterdrücke das Schluchzen, das meinen Körper erbeben lässt. Ich schließe die Augen, krümme den Rücken und verliere den Halt. Meine Knie geben nach, ich plumpse unbequem auf den schwarzen Fliesenboden.

»Mia-Liebling, darf ich reinkommen?«

Meine Hände zittern. Ich ziehe die Knie an die nackte Brust, lasse die Stirn auf sie sinken, schlinge meine Arme um die Beine und kralle die Fingernägel in meine Haut.

Ich will Löcher in mich graben, damit der Druck entweichen kann. Ich will, dass meine Arme aufplatzen und all die Trauer aus mir herausläuft.

Das habe ich mir abgewöhnt, das Krallen und Kratzen. Aber mein Kind ist tot.

Das Wasser soll mich auflösen, bis nichts mehr von mir übrig ist.
Bis ich nur noch aus Dunst bestehe.

»Mia ...«

Sie versucht nicht, reinzukommen, obwohl sie einen Ersatzschlüssel hat.

Ich bin nicht reingekommen, als Lou ertrunken ist, obwohl nicht mal abgeschlossen war.

Mein Herz zieht sich zusammen, alles in mir wird eng. Es fühlt sich an, als würde jemand meine Organe in einen Rucksack stopfen, der viel zu klein ist, viel zu wenig Platz hergibt. Der Reißverschluss lässt sich nur mit roher Gewalt zuzerren, bis der Rucksack ein kompaktes, festes Päckchen ist, das jeden Moment mit einem lauten Knall in die Luft geht.

Geh in die Luft. Bitte, bitte geh einfach in die Luft.

Aber der Rucksack bin ich und Menschen explodieren nicht einfach so, bis nur noch Fetzen von ihnen übrig sind, auch wenn sie sich nichts sehnlicher wünschen.

So muss es sich anfühlen, sterben zu wollen.

»Wenn du etwas brauchst, bin ich da, Schatz. Ich sitze gleich auf der anderen Seite der Tür.«

Ich kann dich nicht reinlassen, Mama.

Ich kann nicht aufstehen, aus der Dusche steigen, die Tür entriegeln und in deine Arme fallen.

Ich kann ja noch nicht mal weinen.

»Mia? Mia-Schatz, wach auf. Du musst aufwachen, Liebling.«

Jemand streichelt mir über die Wange.

Manchmal, eigentlich immer, wacht Lou morgens als Erste auf, kuschelt sich an mich und Maxim und berührt unsere Gesichter. Genau so.

Aber Lou ist tot. Sie ist tot.

»Es tut mir leid«, stoße ich keuchend hervor und plötzlich weine ich, ich weine, noch ehe ich die Augen geöffnet und meine Mutter vor mir erkannt habe. Ich weine und weine und weine und es wird schlimmer, als sie sich neben mich auf den nassen Duschboden setzt und ihre Arme wie eine warme, schützende Decke um mich schlingt. Ich lasse den Kopf nach vorn fallen und versuche, den schwarzen Rauch in meiner Brust herauszulassen.

Ich weine und der Schmerz wird schlimmer, aber immerhin weine ich.

Was soll das bringen? Was genau ist so gut am Weinen? Gibt es mir meine Tochter zurück?

»Serlina, gib mir das Handtuch.«

Ich starre weiter nach unten in die Dunkelheit. Spüre, wie meine Mutter ihre Arme von mir löst und mit etwas aus Stoff ersetzt.

»Jetzt bist du keine Tante mehr, Serlina«, flüstere ich. So leise, dass sie es sicher nicht gehört hat. Aber ich habe es gehört.

Sie ist keine Tante mehr.

Nils ist kein Onkel mehr.

Und ich bin keine Mutter mehr.

»Du musst aufstehen, Liebes. Wir müssen dich abtrocknen und ins Bett schaffen.«

»Ich bin keine Mutter mehr«, sage ich leise.

»Doch«, sagt Mama. »Doch, mein Engel. Das bist du.«

Sie greift mir unter die Arme, zieht mich hoch, die Dunkelheit verschwindet. Mit wackligen Beinen stehe ich ihr gegenüber, sehe zu ihr auf. Noch immer hält sie mich fest, ich selbst trage mich kaum.

Meine Knie bestehen aus Gummi.

»Hast du gehört, was ich gesagt habe? Wir bringen dich ins Bett, Mia. Ich mache dir einen Tee und du nimmst etwas zur Beruhigung und dann schläfst du ein wenig, okay?«

Mir ist nie aufgefallen, dass meine Mutter und Lou sich ähneln. Das geht überhaupt nicht, schließlich wurde ich adoptiert, und doch stelle ich mir gerade vor, dass Lou, wenn sie mal so alt ist wie meine Mutter, genau so aussieht wie sie.

Wie hätte sie in meinem Alter ausgesehen?

Wie mit sechzehn?

Wie mit fünf?

»Mia, schau mich an!«

Die Tränen sind nicht versiegt, sie laufen mir unaufhörlich übers Gesicht und doch setzt wieder diese erschlagende, schwere Taubheit ein.

Ich spüre mich nicht.

Es ist, als würde ich auf uns herabblicken.

Als wäre ich Lou, die uns vom Himmel aus beobachtet.

»Hey!« Sie hat mich gegen die Wange geschlagen, das habe ich gehört. Gefühlt nicht, ich fühle gar nichts.

Nur das, was in mir drinnen vor sich hin qualmt. Wie ein Feuer, das einem die Tränen in die Augen treibt und den Atem nimmt.

»Hol deinen Vater, Serlina!«

Was ist eigentlich mit dem Vater von Lou? Mit dem Vater meiner Tochter? Mit Maxim?

Er ist kein Vater mehr.

»Ich habe Maxim das Vatersein genommen«, murmele ich, meine Lippen kribbeln. »Er ist nicht mehr Lous Papa.«

Ich spüre, wie ich erneut drohe, zusammenzusacken, aber meine Mama ist die stärkste Frau, die ich kenne. Sie reagiert sofort, zieht mich an sich, hält mich.

Dabei merkt sie gar nicht, wie ich durch ihre Finger gleite. Wie ich zerfließe, als wäre ich aus heißem Wachs.

»Ich bin da.«

»Du musst sie tragen, Gunnar. Ich schaffe das nicht.«

»In Ordnung.« Mama lässt mich los, Papa übernimmt. Ich sehe seinen Schnäuzer, den er schon hat, seit ich denken kann. Er ist grau geworden, früher war er mal schwarz und doch bewegt er sich immer noch auf dieselbe Weise, wenn er mich anlächelt. Genau so wenig hat sich der Ausdruck in seinen Augen verändert, wenn er mich anlächelt.

»Hey, meine Kleine«, sagt er sanft.

»Es tut mir leid, Papa«, sage ich. Er legt die Stirn in Falten, ich sehe die Schatten unter seinen Augen. Ich sehe, was ich auch ihm angetan habe und dass er mir trotzdem nicht böse ist. Obwohl ich es verdient hätte, gehasst zu werden.

Aber vielleicht reicht der Hass, den ich mir selbst gegenüber empfinde, auch aus.

»Dir muss gar nichts leidtun. Gar nichts.«

Ich schmiege mein Gesicht an seine Brust, als er mir sachte in die Kniekehlen greift und mich hochhebt. Ich schließe die Augen.

Und dann sehe ich Lou vor mir, die ihre Wange auf Maxims Schulter legt, ihre Arme um seinen Hals schlingt und selig weiter-schlummert, nachdem er sie vorsichtig aus ihrem Kindersitz gehoben hat.

Ich schlafe zwei Tage lang durch. Als ich zu mir komme und auf mein Handy sehe, das neben mir auf meinem Nachttisch liegt, zeigt es an, dass heute der sechzehnte Juli ist. Vor genau zwei Wochen ist Lou gestorben. Vor drei Tagen haben wir ihre Urne mit Rosenblättern und Erde zugedeckt.

Ich frage mich, ob ihre Seele das gespürt hat, oder ob sie schon längst woanders war.

Ich hoffe, es geht ihr gut.

Die Tür knarrt. Sie knarrt schon immer, sie knarrt, seit ich denken kann. Nils, Serlina und ich haben früher in diesem Zimmer geschlafen, wenn wir in den Ferien und am Wochenende hierhergekommen sind. Abends haben wir stundenlang Gameboy gespielt oder uns Gruselgeschichten erzählt, obwohl wir schon längst schlafen sollten. Wenn die Tür geknarrt hat, haben wir uns schnell die Decken über die Köpfe gezogen und so getan, als würden wir schlafen.

Nils hat manchmal laut und völlig übertrieben geschnarcht.

Aber Mama war uns nie böse. Sie hat nicht einmal geschimpft. Das Geräusch der knarrenden Tür hat als Warnschuss gereicht.

Heute warnt sie mich vor Serlina, die vorsichtig den Kopf hereinsteckt und schaut, ob ich wach bin. Ich setze mich auf, reibe mir mit den Handflächen über das Gesicht. Obwohl ich so lange geschlafen habe, fühle ich mich noch müder als zuvor.

»Darf ich reinkommen?«

Ich nicke, lasse die Hände in meinen Schoß sinken. Meine kleine Schwester hat ein Tablett mit einer Karaffe Wasser, einem leeren Glas und einem belegten Brot dabei. Sie kommt zu mir an das große Ehebett, das einmal meinen Großeltern gehört hat und in dem meine Geschwister und ich geschlafen haben. Bis wir zu groß geworden sind.

Serlina stellt das Tablett auf den Nachttisch und setzt sich neben mich auf die Bettkante.

»Ich brauche nicht fragen, ob du was essen möchtest, oder?«

Ich schüttele den Kopf. Keine Ahnung, wann ich zuletzt etwas hinunterbekommen habe. Seit Lous Tod kann ich mich kaum an etwas erinnern. Erst recht nicht an so etwas Banales wie Essen und Trinken.

Ich erinnere mich an das Gespräch mit dem Bestatter. Zumindest an einige Sätze.

»Teilen?«, fragt Serlina.

Fast muss ich lächeln. Als wir jünger waren, hatte Serlina große Probleme mit dem Essen. Und das ist noch nett ausgedrückt. Mit der Pubertät legte sie ein paar Pfunde zu, die sie sich in einem vollkommen ungesunden Tempo wieder weghungerte. Irgendwann

begann sie sogar, sich heimlich nach den Mahlzeiten den Finger in den Hals zu stecken. Es hat lange gedauert, bis sie wieder ein halbwegs normales Verhältnis zum Essen aufgebaut hatte. Eine Zeitlang war sie in einer Klinik, in der sie ihre Essstörung behandeln ließ, doch auch danach fiel es ihr unendlich schwer, jeden einzelnen Bissen, den sie zu sich nahm, nicht als Feind anzusehen. Ich habe versucht, ihr zu helfen und ihr angeboten, ihre Portionen zu teilen. Zumindest für den Anfang. Es wurde besser. Sie wurde gesund. Unsere Mahlzeiten zu teilen, wenn es einem von uns schlecht ging, wurde zum Ritual.

Und trotzdem schüttelte ich jetzt mit dem Kopf.

Sie nickt, als hätte sie das bereits erwartet.

»Aber trink wenigstens einen Schluck. Du hast irre lang geschlafen.«

Sie gießt mir ein Glas Wasser ein, ich sehe ihr dabei zu. Ihre Haut sieht orangefarben aus, was an den zugezogenen roten Vorhängen liegt. Nils hat dieses Zimmer später als das *Porno-Zimmer* betitelt und ich vermute, er hat es auch entsprechend eingeweiht. Als Jugendliche sind wir oft mit Freunden hierhergefahren und haben gefeiert. Bis zu unseren ersten Liebesbeziehungen haben wir immer noch im selben Bett geschlafen. Serlina war die Erste, die einen Freund mit nach Hause gebracht hat. Dann kam Nils mit dem ein oder anderen Mädchen heim. Und dann sind Maxim und ich zusammengekommen. Obwohl wir uns schon kannten, als wir noch keine zehn Jahre alt waren, hat es bei uns am längsten gedauert, bis wir uns als Freund und Freundin bezeichneten.

Maxim.

»Ist Maxim da?«, frage ich. Meine Stimme kratzt ein wenig. Serlina reicht mir das Wasser. Ich trinke einen kleinen Schluck.

»Trink es aus«, fordert sie.

Ich lasse das Glas sinken.

»Ist er da?«

Sie seufzt und zieht die Stirn unter ihrem hellblonden Pony in Falten. Das sehe ich genau. Ich mag es nicht, wenn sie mich mit ihren großen mandelförmigen Augen aus den schönen, beinahe statuenhaften Zügen mit der geraden Nase so ansieht. Sie erinnert

mich dann zu sehr an unsere Mutter, der sie – bis auf die Tatsache, dass Mama dunkelhaarig ist – wie aus dem Gesicht geschnitten ist.

»Wo ist er?«

»Vermutlich bei euch. Mama und ich haben ihn mehrmals versucht zu erreichen, aber seit der – seit der Beerdigung ist er wie verschollen.«

Er hasst mich. Er hasst mich und er hat allen Grund dazu.

»Hör auf, Mia«, flüstert Serlina.

»Womit?«, flüstere ich. Meine Stimme ist belegt, der Hals zu.

»Ich weiß genau, was du denkst. Aber das ist Unsinn. Es war ein Unfall, Mia. Und das weiß er ganz genau.«

Zittrig atme ich durch, spüre die Tränen in mir aufsteigen.

»Ich habe unser Baby sterben lassen.« Meine Stimme ist so dünn, so brüchig, dass ich mir nicht sicher bin, ob sie mich überhaupt gehört hat. Ich weiß nicht, ob ich nicht nur die Lippen bewegt habe.

Serlina legt eine Hand an meine Wange und zwingt mich, sie anzusehen. Ihre Augen glänzen, sie fängt an zu weinen. Und doch sieht sie mich mit so viel Entschlossen- und Sturheit an, wie ich es von ihr gewohnt bin, seit wir Schwestern sind.

»Nein, Mia. Du hättest Lou niemals sterben lassen. Lou ist gestorben und du konntest das überhaupt nicht bemerken. Das ist etwas völlig anderes, hörst du?«

Bitter schnaube ich. »Ich hätte es bemerken können. Ich hätte –«

»Aber du hast es nicht bemerkt. Und das ist nicht deine Schuld.«

»WESSEN SCHULD IST ES DENN DANN?«

Ich kann mich nicht daran erinnern, wann ich das letzte Mal geschrien habe.

Serlina zuckt nicht mal mit der Wimper. Kurz sieht sie mich an, beobachtet, wie ich hektisch atme und dann haltlos wie ein Wasserfall zu weinen beginne, zieht mich an sich und streicht mir sanft über den Hinterkopf, krault meinen Nacken.

»Niemand ist schuld, Mia. Manchmal ...« Sie räuspert sich. Ich schluchze leise auf. Der Schmerz ist aufgewacht. Und er meldet sich, als hätte er nie geschlafen. »Einfach niemand ist schuld, okay?«



Zwei

Unsicher blicke ich aus dem Fenster. Serlina hat direkt vor der Haustür geparkt. Wenn ich nach oben schaue, kann ich unseren Balkon sehen. Ich erkenne sogar die Lichterkette, die über dem Geländer hängt. Eine der ersten Deko-Sachen, die wir damals besorgt haben und die noch immer an Ort und Stelle hängt, obwohl ich unsere Wohnung seither mindestens zehn Mal umgeräumt und neu eingerichtet habe.

»Meinst du, er ist zu Hause?«

Ich spüre Serlinas Hand auf meinem Bein. Sie drückt es sachte.

»Wo soll er denn sonst sein, Schatz?«

Überall. Überall, nur nicht hier. Überall, nur nicht an dem Ort, wo es passiert ist.

Er hat sie nicht gesehen. Er hat nicht gesehen, wie ihr kleiner Körper schwerelos und mit dem Gesicht nach unten im Wasser trieb wie eine Puppe. Er hat nicht ihre von sich gestreckten und immer noch im rosa Schlafanzug steckenden Ärmchen gesehen und ihren Hinterkopf mit den nassen braunen Löckchen, während die Kerze, die ich mir angezündet hatte, auf dem Rand der Badewanne langsam herunterbrannte. Er hat sie nicht gesehen, als der Notarzt sie auf dem nassen Badezimmerboden eine Stunde lang – viel länger als es eigentlich üblich ist – vergeblich versucht hat zu reanimieren.

Das habe nur ich gesehen.

»Soll ich zuerst hochgehen und nachsehen, ob er da ist?«

Ich schüttelte den Kopf, ziehe die Nase hoch und wische mir mit dem Handrücken eine Träne von der Wange, die sich auf sie gestohlen hat.

Dann lege ich meine Hand auf den Türgriff und will ihn herunterdrücken, aber irgendwie ist das leichter gesagt und leichter

gedacht als getan. Ich schließe die Augen und atme tief durch. Es ist nur eine Wohnung. Es ist *unsere* Wohnung. Es ist unser *Zuhause*.

Und doch ändert das nichts an der Tatsache, dass Lou hier gestorben ist.

Genau hier.

»Okay, Liebling, pass auf: Ich rufe einfach mal bei eurer Festnetz-Nummer an und dann schauen wir, ob Maxim rangeht, okay?«

Ich höre, wie Serlina in ihrer Tasche kramt, dann knistert etwas. Ich starre immer noch aus dem Fenster. Etwas tropft auf mein Bein. Hölzern sehe ich auf meine Jeans. Mir ist nicht aufgefallen, dass ich wieder zu weinen begonnen habe. Serlina wischt mir mit einem Taschentuch die Tränen weg und drückt es mir anschließend in die Hand. Schweigend beobachte ich sie dabei, wie sie auf ihrem Handy herumtippt und es sich schließlich ans Ohr hält.

Nach einer Weile höre ich tatsächlich gedämpft Maxims Stimme, aber das ist nur der Anrufbeantworter.

Hallo, hier sind Mia, Lou und Maxim. Ich erinnere mich daran, wie er es gehasst hat, das aufzunehmen. Ich musste ihn ewig überreden und als er dann endlich einwilligte, war er immer noch alles andere als begeistert. Wir saßen in der Küche, Knie an Knie, Lou auf meinem Schoß.

Leider sind wir gerade nicht da. Aber irgendwann sind wir das bestimmt wieder. Vielleicht wurden wir aber auch entführt und nach Timbuktu verschleppt. Das wäre doof. Hinterlasst uns 'ne Nachricht. Lou hat nicht verstanden, was ich da gequatscht habe und trotzdem gluckste sie laut vor sich hin.

Serlina legt auf, bevor mein Vergangenheits-Ich den ersten Satz zu Ende gesprochen hat.

»Geht nicht ran«, stellt sie fest.

»Dann geh ich jetzt hoch.«

Sie mustert mich stumm. Dann kramt sie erneut in ihrer Tasche, bis sie meinen Schlüssel hervorfischt. Ich weiß nicht mal, wo sich mein Rucksack mit meinem Portemonnaie, meinen Medikamenten und meinen restlichen Wertsachen gerade befindet. Gefühlt habe ich ihn Ewigkeiten nicht gesehen, geschweige denn gebraucht.

»Du musst das nicht machen, Mia.«

Ich weiß.

Aber er ist doch mein Mann. Er ist mein engster Vertrauter. Er ist mein bester Freund.

Bin ich es ihm nicht schuldig, ihm vor die Augen zu treten?

Seit der Beerdigung haben wir uns nicht gesehen. An die Zeit davor und nach Lous Tod kann ich mich nur bruchstückhaft erinnern.

Habe ich mich bei ihm entschuldigt? Ist das etwas, das man tun sollte, wenn man das gemeinsame Kind sterben lässt?

Wie reagierte er, als er es erfahren hat? Habe ich ihn angerufen oder war es die Polizei? War die Polizei überhaupt vor Ort?

Ein Kind ist gestorben. Natürlich war sie da. Die Polizei kommt immer, wenn Kinder sterben.

»Weißt du – weißt du, ob Maxim und ich geredet haben, seit es passiert ist?«

Mein Blick schweift zu meiner Schwester, die mich mit demselben ernsten Blick betrachtet, den sie seit Tagen aufgesetzt hat. Die Augenbrauen leicht zusammengezogen, der Mund gerade und ausdruckslos, die Augen ohne jeden Funken von Helligkeit.

»Mia, ihr habt euch kaum gesehen. Du warst mit uns in Torvikbukt. Mama und Papa haben versucht, Maxim zu überreden, mit uns zu kommen, aber er hat sich geweigert. Ihr habt euch nur bei dem Termin mit dem Bestatter und bei der Beisetzung gesehen.«

Ich nicke stumm, obwohl mich diese Information wie ein Schlag ins Gesicht trifft.

Er wollte nicht mitkommen. Er wollte allein sein.

So wie früher. So wie er immer allein sein wollte, wenn es ihm schlecht ging. Bis wir für den jeweils anderen zum Seelenverwandten geworden sind. Seither war ich in den Situationen, in denen er sich sein ganzes Leben lang zurückgezogen und alle anderen von sich gestoßen hat, an seiner Seite.

Wenn wir traurig sind, sind wir es zusammen. Bis es vergeht. Versprich mir das, Maxim.

Etwas überkommt mich. Es bricht aus mir heraus. Ein Schluchzen, ein Schrei, ich weiß es nicht genau. Ich schlage mir die Hände vor den Mund, ziehe die Füße auf den Beifahrersitz und

schlinge die Arme um meine Knie. Es überkommt mich und ich kann nichts dagegen tun.

Man muss es durchstehen. Man muss es erleben. Anders funktioniert es nicht.

Falls überhaupt irgendwann irgendetwas wieder funktioniert.

Serlina legt ihre Arme um mich und streichelt meinen Nacken, während ich mich mit auf den Knien abgelegter Stirn meinen Gefühlen ergebe und weine, bis ich nicht mehr kann.

Serlina schüttelt mit dem Kopf, als sie die Haustür aufstößt und herauskommt.

Er ist nicht da. Er ist nicht zu Hause. Aber wo soll er denn sonst sein?

Ich weiß es. Ich weiß, wo er ist.

Wir fahren keine fünf Minuten, dann sind wir da. Serlina parkt dort, wo Maxim sonst parkt. Der Platz ist frei, aber das hat nichts zu bedeuten. Er geht oft zu Fuß, der Weg ist überschaubar.

Diesmal kann ich gar nicht schnell genug aus dem Auto kommen. Serlina zieht gerade erst die Handbremse an, da stürze ich aus ihrem kleinen Fiat und eile zum Eingang. Ich drücke die Klinke herab, die Tür bleibt zu, aber damit habe ich gerechnet. Mit zitternden Händen suche ich nach dem passenden Schlüssel an meinem Schlüsselbund, bis ich ihn gefunden habe. Ich brauche ein paar Anläufe, bis ich das Schlüsselloch treffe, so nervös bin ich.

Die Tür geht geräuschlos auf, nachdem ich sie endlich entriegelt habe. Der mittelgroße, mit Parkett ausgelegte Raum, der früher mal eine Tanzschule für Kinder war, ist dunkel und totenstill. Blind taste ich nach dem Lichtschalter neben der Tür. Es wird hell, ich sehe mich um. Das Klavier, Maxims erste Anschaffung von seinem eigenen Geld, steht einsam in der Mitte des Raums. Die Tasten liegen frei, die Noten eines Stücks sind auf der Halterung darüber ausgebreitet. Die zwei Schemel, die ich aussuchen durfte, sind leer.

Saß er dort, als er es erfahren hat? Er war in der Musikschule, das weiß ich. Ich glaube, er gab eine Unterrichtsstunde. Sicher bin ich mir nicht.

Ich höre Serlina hinter mir. Sie bleibt stehen, geht nicht an mir vorbei.

»Im Büro?«, fragt sie.

Ich antworte nicht. Stattdessen durchquere ich mit langen Schritten das Zimmer, öffne die Tür zu einem weiteren – in dem Maxim seine Buchhaltung macht, Noten und anderen Kram aufbewahrt – und bleibe wie erstarrt stehen.

Das Licht ist an, Maxim liegt auf der kleinen Couch, die die Hälfte des Raums ausfüllt. Wir haben sie für Lou geholt, falls ich mal länger in der Uni brauche und er sie deswegen nehmen muss. Damit sie ein Nickerchen machen kann, wenn sie müde wird.

Maxims Beine sind zu lang für das Sofa, das wir bei IKEA in der Kinderabteilung gekauft haben und doch hat er es mit seinen über einen Meter fünfundachtzig geschafft, sich auf ihr zusammenzurollen und einzuschlafen. Erst auf den zweiten Blick erkenne ich das Notenbuch, das er Lou zu ihrem zweiten Geburtstag geschenkt hat. Er presst es sich an die Brust, als fürchte er, jemand könnte es ihm im Schlaf entreißen.

Die Hektik, die mich gerade noch überwältigt und wie eine Verrückte hat hereinstürmen lassen, ebbt augenblicklich ab. Ich weiß nicht, was ich erwartet habe vorzufinden, aber damit habe ich nicht gerechnet.

Ich glaube, ich wäre weniger überrascht gewesen, wenn Maxim sich etwas angetan und verblutet auf dem Boden gelegen hätte.

Er sieht friedlich aus, wie er da so liegt. Ein paar Sekunden, vielleicht auch Minuten, bleiben Serlina und ich reglos im Türrahmen stehen und beobachten ihn schweigend. Ob er nachts auch manchmal wach wird und sich im ersten Moment fragt, wo Lous kleiner warmer Körper ist, der sonst immer zwischen uns geschlafen hat?

»Ich lass euch allein«, flüstert sie mir irgendwann ins Ohr.

Und dann? Was soll ich tun, wenn wir allein sind?

Die Entscheidung muss ich wohl selbst treffen, denn Serlina schließt ohne ein weiteres Wort die Tür hinter mir, die sachte meinen Rücken berührt.

Unsicher balle ich meine Hände zu Fäusten, öffne sie wieder und zerbreche mir den Kopf darüber, wie es jetzt weitergehen soll.

Entweder lasse ich ihn schlafen oder eben nicht.

Entweder ich konfrontiere ihn mit meiner Anwesenheit oder nicht.

Entweder ich stelle mich seiner Reaktion oder nicht.

Er nimmt sie mir ab, die Entscheidung, als er wie aus dem Nichts die Augen öffnet und mich direkt ansieht. Einen Augenblick lang halten wir den Blick des anderen fest. Mein Herz scheint nicht mehr zu schlagen, ich spüre es jedenfalls nicht.

Vielleicht ist dieser Moment aber auch nur ein Wimpernschlag, der mir in meinem Kopf wie eine schmerzhaft, erstickende Unendlichkeit vorkommt.

Sag was. Bitte, bitte sag was. Ich weiß, dass ich das tun müsste. Ich weiß, dass ich diejenige sein müsste, die etwas tut. Aber ich kann nicht.

Und dann sagt er etwas.

»Es tut mir leid.«

In mir zerbricht etwas.

»Wo warst du?«

Maxim und ich sitzen auf dem Sofa. Oder besser gesagt – ich sitze. Maxims Kopf liegt in meinem Schoß. Ich streiche ihm sachte durch seine wirren haselnussbraunen Haare, die dringend mal wieder gewaschen werden müssten. Auch sonst macht er einen ziemlich verwehrlosten Eindruck, was paradox ist, da er nicht besser gekleidet sein könnte. Er trägt noch immer seinen Anzug von der Beisetzung.

»Hier«, antwortet er.

»Die ganze Zeit?«

Er nickt. Ich löse meine Hand von seiner Seite und lege sie ihm auf die Wange. Er hat angefangen zu weinen. Ich weiß nicht, wann ich ihn das letzte Mal habe weinen sehen. Vorsichtig streiche ich mit dem Daumen über seine feuchte Haut. Seine Bartstoppeln kratzen unter meinem Handballen. So lang lässt er ihn sonst nicht wachsen. Er mag es nicht und ich mag es auch nicht, aber im Moment haben wir weitaus größere Probleme.

»Wann hast du das letzte Mal was gegessen?«

Er zuckt mit den Schultern.

»Und du?«

Ich zucke ebenfalls mit den Schultern.

»Ich bin nicht sauer auf dich, Mia, falls du das denkst. Ich bin auf niemanden sauer. Ich will sie einfach zurück.«

Mit aller Kraft beiße ich mir auf die Lippe, bis ich Blut schmecke. Aber es hilft nicht. Es hilft nicht, denn das Schluchzen, das mir die Brust heraufklettert, kann ich nicht verhindern. Voller Schmerz vergrabe ich mein Gesicht in meinen Händen und versuche, gegen die Gefühle anzukämpfen, aber das kann ich nicht. Sie sind stärker, von Anfang an waren sie stärker.

Das Gewicht in meinem Schoß verschwindet, dann zieht Maxim mich an sich und umfängt mich mit seinen starken Armen wie ein Schloss. Wie ein Zuhause.

Er und Lou waren mein Zuhause.

Und wir waren seins.

Jetzt sind nur noch wir zwei übriggeblieben.